

noch von hartherzigen Nachbarn Hilfe verweigert wird, herunter von seinem alteingesessenen Gute. Angesichts dessen gelobt der Sohn in impulsiver Herzenswallung, dereinst alles zu tun, um dem Vater wieder zu seinem Besitztum zu verhelfen. Jahre vergehen. Vater und Mutter tagelöhnern auf einem Rittergute bei Elstra (Wohla?), der Sohn aber hat auf der Jagd nach Titeln und einflussreichen Stellungen sein Versprechen vergessen und weiß nicht einmal mehr, wo seine Eltern sich aufhalten. In Leipzig lernt er des Rittergutsbesitzers Tochter kennen und verlobt sich mit ihr. Beim Besuche auf dem Gute tritt er unvermutet den Eltern unter die Augen und verbietet sich in erregter Szene herrisch jede Andeutung über die Vergangenheit, um sich nicht als Bräutigam des adligen Fräuleins unmöglich zu machen. Vaters und Mutters Worte sind indessen stärker, führen ihn zur Reue und zu der Erkenntnis, nur nichtigen Phantomen nachgejagt zu sein. Das Dilemma erreicht den Höhepunkt, als die Schwester, durch Verheiratung begütert geworden, ihre Heimat- und Elternliebe dadurch betätigt, daß sie den Eltern das verlorene Besitztum zurückkauft. Da sieht Mag keinen andern Ausweg, als Hand an sich zu legen. Ein Selbstmordversuch mißlingt jedoch, Mag verwundet sich nur leicht, beichtet, gelobt, ein anderer zu werden — und alles ist gut.

Das hat Weise geschickt ausgesponnen und mit seinem Empfinden so zu verteilen verstanden, daß die Aktschlüsse jedesmal durch die Exposition und den bisherigen Gang der Handlung bedingt und darum innerlich notwendig erscheinen. Der erste Akt, der in eine Lausitzer Bauernstube führt, ist der kernigste. Hier herrscht unverfälschte „Oberlausitzer Luft“, ein Gemenge, das bekanntlich schwer zu analysieren geht, nur das kann man sagen: sie enthält so was Herbes und nach Ackerkrume Duftendes, das die in ihr Atmenden mit der Zeit gleichfalls herb macht und ihrem Humor einen Schuß Schwermütigkeit beimischt. Wesentlicher aber ist ihre gewissermaßen konservierende Wirkung: Sie hält ursprüngliches Volkstum rein und frei von aller Vergiftung. Nur in ihr wirken darum die hineingesetzten Personen glaubhaft; nur hier können sie so handeln, wie sie nun eben handeln — als echte Lausitzer.

Verwickelter wird's in den beiden folgenden Akten! Diese spielen im Schlosse des Rittergutsbesitzers v. Wolfersdorf. Die dem Verfasser gestellte Aufgabe kompliziert sich hier; denn es gilt, die „Luft“ erst hineinzutragen und als heilende Arznei wirken zu lassen — oder mit anderen Worten: den abtrünnig gewordenen Sohn wieder in der Heimat Mutterarme zurückzuführen. Dies Problem ist, dünkt mich, nicht in jeder Hinsicht befriedigend gelöst worden. Ihm mit einer Wendung ins Tragische, Schicksalsstückhafte beikommen zu wollen, nur damit der Knoten äußerlich sichtbar gelöst werden kann, ist eine letzten Endes doch nicht folgerichtige Anwendung vom Beispiel des Judas, der seinen Herrn verriet und dann hinging und sich erhängte. Warum tat er das? Weil er nicht starke, echte Reue empfinden konnte! Echte Reue aber hat etwas Heroisches an sich und verleiht die Kraft, das „pater peccavi“ mit Würde zu sprechen und dann hier auf Erden das Verschuldete wieder gut zu machen. Soll Mag, der Held des Stückes, nicht heroisch in diesem Sinne sein? Doch wohl — dem Dichter ist's ja darum zu tun, durch das Medium gerade dieser Figur klar zu machen, daß heimische, Volksart Geltung hat gleichsam als angeborene Idee des Geraden, Gesunden, die vor aller Erfahrung draußen in der Welt ist und ihrerseits jede Erfahrung erst zur Erkenntnis macht: nämlich zu dem Gelöbten, der Heimat die Treue zu wahren, wo immer man wirkt. — Also im Mittelpunkt steht ein verlorener Sohn, in dem vor selbstüchtigen Regungen der Begriff der Heimatverpflichtung nur ins Unbewußte zurückgedrängt worden ist — aber kein Judas! Diese beiden verschiedenen Typen durcheinander geworfen zu haben, ist die Schwäche des Spiels. Würde Mag als verlorener Sohn konsequent zu Ende gedacht, so wäre meines Erachtens der Selbstmordgedanke als wesensfremdes Element sofort evident geworden. Und natürliche Voraussetzungen zur Lösung des Konflikts? Sind da — nur nicht entsprechend scharf herausgearbeitet! Sobald nämlich die Begegnung mit den notleidenden Eltern, der Anblick

des Heimatdorfes, das doch die Heimat nicht mehr ist, und die Handlungsweise der Schwester nicht bloß nur als Episoden hingestellt, sondern präzise als Etappen auf Magens Läuterungswege beleuchtet würden, wäre erreicht, was fehlt: organischer Zusammenhang auch im letzten — schwächsten — Akt und Heraushebung der Gertrud v. Wolfersdorf zur echt frauenhaften Vermittlerin und ebenbürtigen Partnerin Magens. Dann wäre auch das Motiv vom verlorenen Sohne der spezifisch deutschen Mentalität angepaßt, und in Mag erstünde eine an Parzival gemahnende Gestalt, die nach tiefgründiger Läuterung wahrhaft heldisch wie Parzival zu bekennen vermöchte: „Ich bin ein Mann, der Sünde hat —.“

Ein Urteil über die Aufführung selbst ist insofern leicht, als sie unter Hans R o s e n e r s zielbewußter Spielleitung schlechterdings eine Musterleistung einer Laienbühne war. Wir sahen mit freudiger Genugtuung, wie die Spieler der „Volksbühne“, jeder ohne Ausnahme, im Banne des vom Dichtwerk ausstrahlenden Heimatzaubers ordentlich über sich selbst hinauswuchsen — ein Beweis, daß der Verfasser ernst zu nehmen ist. Ihre Meisterschaft bewiesen vor allem auch die Träger der Hauptrollen aufs neue: Walter Schölzel als Mag, Ottilie Köthig als Gertrud, M. Osmin Horn als der Neubauer und Linda Anders als seine Frau.

Herbert Sticht.

Eine Maireise nach Bayern und Tirol

Lichtbildervortrag von Bertha Zilleffen-Bautzen

O wie ist es kalt geworden
und die Sonne scheint nicht mehr.

Kalt ist es geworden, doch nicht nur, wie es der Dichter meint, kalt auch in den Herzen der Menschen. Und dennoch sind ihrer so viele, die sich nach Herzenswärme und Lebenssonne sehnen, die nicht nur Mensch des grausamen Alltags sein möchten, sondern die auch Sinn und Empfindung für alles göttlich Schöne auf dieser Welt besitzen. Und es ist ein Glück, daß es auch noch Menschen gibt, die Sonne zu spenden vermögen, reine, ungelübte Herzenssonne. Zu ihnen zählt Bertha Zilleffen. Schon oft hat sie es bewiesen und kein Wunder, wenn zu Hunderten Alt und Jung sich aufboten, um von ihr Schönes zu empfangen, sei es als Künstlerin des Lichtbildes oder als Vortragende. Nicht nur bis auf den letzten Platz war die geräumige Aula der Oberrealschule zu Bautzen am Donnerstag, den 25. Oktober gefüllt, sondern noch in den Gängen standen aufmerksame Zuschauer und Hörer.

Diesmal hatte es Bertha Zilleffen unternommen, ihre Besucher auf einer Maifahrt nach Bayern und Tirol zu führen. Eine Stunde köstlichster Erquickung, denn da schien Sonne, ganz gleich, ob am Ufer des herrlichen Königssees mit dem schönen Berchtesgaden oder im entzückenden Achetal und dem freundlichen Gasten. Grüß euch Gott, ihr saftigen Matten! Grüß euch Gott, anmutige Hütten! Hier atmet der Mensch freier, als im Dunst der Städte. Und wenn uns das wilde, schäumende Tosen des Gebirgswassers, wie die Ache eins der vielen ist, gefesselt hält, möchten wir dann nicht mitsingen mit dem Alpenjäger in Schillers Wilhelm Tell:

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindligem Weg,
Er schreitet verwegen
Auf Seldern von Eis,
Und unter den Füßen ein nebligtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr,
Durch den Riß einer der Wolken
Erblickt er die Welt
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

Voll Ehrfurcht schauen wir hinauf zu den gewaltigen, trotzig Bergriesen, die sich nicht kümmern um das kleinliche Streiten und Jagen der Menschen. Erhaben und schön recken sie ihr schneegekröntes Haupt in weichen Wolkenfaum oder den Purpur des Abendsonnenscheins. Tausendfältig schön ist die Natur und selbst das kleinste, bescheidenste Blümlein, darunter das Alpenveilchen, vermag uns zu entzücken. Die Vortragende war nicht müßig gewesen, Proben der Flora im Schmucke der Farben zu bieten. Vermochten ihre Bilder, die von Kunst und vielem Fleiß sprachen, zu bannen, so war es auch die Art ihres Vortrages,